



Na prost!
Martin Leidenfrost:
Letten, Esten und ihr
Alkoholkrieg
SEITE IV

Spectrum

SAMSTAG, 8. FEBRUAR 2020 DIE PRESSE.COM/SPECTRUM

Die Presse



Monströse Auswirkungen auf die Ökologie. Ein Bild aus dem Burgenland.

[Foto: Wolfgang Freitag]

Für die meisten stellt das Ländliche noch immer den Normalfall dar, ursprünglich, echt, rein. Tatsächlich haben wir es in unseren gefühlt ländlichen Räumen längst mit etwas ganz anderem zu tun: mit Suburbanität. Das „Land“: über eine österreichische Lebenslüge - und ihren Preis.

Von Johannes Fiedler

Wo geht's hier zum Dorfidyll?

Endlose Sommer. Flirrende Weizenfelder in der Ebene, von Hummeln brummende Futterwiesen im Hüggelland. Kirchtürme markieren die Distanzen bei Radtouren, Alleen von Kirschbäumen werfen rhythmische Schatten. Für die einen: das Land als Reminiscenz der Ferien, für die anderen – ein entferntes Zuhause. Der Milchgeruch im Vorhaus, das auffrisierte Moped, die Diskokugel an der Decke der Gaststube. Stapfen im Schnee, nicht nur zur Christmette. Endlose Winter – auch die gibt es auf dem Land.

Die Wahrnehmung des Ländlichen ist grundsätzlich rückwärtsgewandt. Im kollektiven Bewusstsein, geprägt durch die wiederholenden Beschwörungen des Echten und des Reinen in Ständestaat, Nationalsozialismus und Nachkriegsgesellschaft, steht das Land für eine Ausgangssituation, für die Herkunft – eine Rückfallebene, die es, etwa in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, für viele tatsächlich gewesen ist. Für die Mehrheit stellt das Ländliche noch immer den Normalfall dar, die Regel, die Stadt hingegen die Ausnahme. Abwanderung ist in dieser Vorstellung ein bedauerlicher Vorgang, mit Identitätsverlust und moralischen Risiken behaftet. Mit zunehmender Urbanisierung nimmt die touristische Wahrnehmung des Landes zu, selektiv, die Härten ausblendend und die idyllischen Aspekte zelebrierend.

Es ist jedem Menschen unbenommen, Mythen zu kultivieren, auch sich um Mythen zu gruppieren – selbst wenn sie mit der Lebensrealität im Widerspruch stehen. Man kann aus dem Beschwören von Vergangenheiten auch Zukünfte imaginieren, sogar Realitäten konstruieren. Das alles ist unverzichtbarer Teil des Repertoires menschlicher

Identitätsproduktion. Was hingegen in einem entwickelten Staatswesen nicht angeht, ist, dass Verantwortungsträger das positiv besetzte Bild vom ländlichen Raum dazu missbrauchen, offensichtliche Fehlentwicklungen zu beschönigen und fortzuschreiben. Das ist, immer wieder und jetzt ganz besonders – vor dem Hintergrund der Klimakrise – unübersehbar der Fall.

Es hat sich nämlich in unserem Land ergeben, dass weitreichende Prosperität, sozialstaatlich geförderte Akkumulation, einhergehend mit großzügigem Straßenausbau, die Abgeschiedenheit des Landes weitgehend

beendet und ein automobiles Dorado geschaffen haben. Kaum ein Landbewohner lebt heute noch weiter als eine halbe Stunde von einer Autobahn- oder Schnellstraßenabfahrt entfernt, kaum jemand hat nicht in autofreundlicher Entfernung einen Fachmarktcluster, effizient an einem Kreisverkehr arrangiert oder an einer Orteinfahrt aufgereiht. Es blühen die Einfamilienhausgebiete an den Ortsrändern, und wenn kein Ort da ist, dann blühen sie eben im freien Gelände. Doppelgaragen, Carports und schmutzige Pflasterungen: Hier dockt das automobile System auf bequeme Weise an das Private an. Das Gefühl der Abgeschiedenheit kommt nur dort auf, wo man auf öffentliche Verkehrsmittel wartet – freilich ohne Idylle.

Das Auto hat eine hybride rural-urbane Lebensweise ermöglicht, die im Wesentlichen in der Tatsache besteht, dass die täglichen Tätigkeiten unter ständiger Benützung desselben und mit Hilfe eines gut ausgebauten Straßennetzes über große Entfernungen hinweg ausgeübt werden. 100 und mehr Kilometer pro Haushalt und Tag sind hier Normalität. Das ist nicht das „Landleben“, von dem die Mythen erzählen. Auch wenn da und dort Kühe auf der Wiese stehen – die Menschen arbeiten vor allem in Gewerbe, Industrie und Dienstleistung, absolvieren hochwertige Ausbildungen und konsumieren nicht weniger als ihre städtischen Zeitgenossen. In diesen Land-Stadt-Regionen hat man

das beste beider Welten: Einfamilienhaus, Eigentumsbildung, grünes Umfeld, soziale Kohärenz und zugleich alle Möglichkeiten der Berufstätigkeit, des Konsums und der Ausbildung, wenn man bereit ist, täglich in ein Auto zu steigen – was den meisten Menschen nicht schwerfällt.

Will man diese Wirklichkeit verstehen, muss man sich mit dem suburbanen System auseinandersetzen, wie es prototypisch im angelsächsischen Raum verwirklicht und zum globalen Referenzmodell geworden ist. Es besteht im Wesentlichen darin, dass Einfamilienhaussiedlungen, Konsumeinrichtungen und Arbeitsplätze aller Art ohne wesentliche Verdichtung frei im Raum verteilt sind, verknüpft durch ein stark hierarchisiertes Straßennetz, das sich von der Autobahn bis in die Sackgassen der Wohngebiete verästelt. Alles beruht auf Automobilität. Alle Aspekte des Lebens sind in dieser Fläche abgedeckt, alle Einrichtungen vorhanden. Die Menschen in diesem System benötigen keine Stadt – sie sind die Stadt.

Es gehört zum europäischen Selbstverständnis, das Suburbane zu verachten und auf unsere gewachsenen Dörfer und Städte zu verweisen. Was dabei ausgeblendet wird, ist die Tatsache, dass das suburbane System hierzulande längst eine kongeniale Verbindung mit dem agrarischen Bestand eingegangen ist – in räumlicher wie auch in kultureller Hinsicht. Hier sind alle Phänomene des Suburbanen präsent: die Einfamilienhäuser, die durchgehend autogerechte Gestaltung aller Einrichtungen, der unablässige Autoverkehr auf den Pendlerwegen, die vielfältigen kommerziellen Angebote entlang derselben und – nicht zuletzt – ein erstaunliches Potenzial an Arbeitsplätzen in global vernetzten Betrieben, die sich in die bäuerlich geprägte Landschaft hineingesetzt, ja vielfach aus dieser entwickelt haben. Der agrarische Sektor beschäftigt hier nur mehr wenige Menschen.

Der kollektive Täuschungsmechanismus, diese Lebens- und Siedlungsform als „ländlich“ und „ursprünglich“ und damit implizit als „unschuldig“ zu sehen und darzustellen

und gegenüber dem angloamerikanischen Modell abzugrenzen, beruht nicht zuletzt auf dem Augenschein, auf der Geometrie dieser urban-ruralen Hybridlandschaft. Sie ist von den alten Flurteilungen geprägt, vom informellen Charakter der Entstehung und von der Kleinteiligkeit, die den alten Dörfern verwandt ist. Ihre Regellosigkeit ist eine österreichische Spezialität, die uns von den westlichen Nachbarländern unterscheidet, wo man auch dem ländlichen Raum ein bestimmtes Maß an Planung angedeihen lässt. Hier hingegen sind Blumenschmuck und Maibaum für die Wahrnehmung des Ländlichen prägend. Wer zwischen der Putzigkeit des Details und der Monstrosität der ökologischen Auswirkung einen Konnex herzustellen wagt, muss mit Empörung rechnen.

Tatsächlich ist diese putzige Lebensweise in Österreich die Triebfeder für die im europaweiten Vergleich herausragende Dynamik der Bodenversiegelung und der Schnellstraßenabdeckung, die Ursache für stets neue Spitzenwerte im Kohlendioxid-Ranking und für persistente Feinstaubschwaden, die der Pendlerverkehr in den Ballungsräumen aggregiert. Sie ist verantwortlich dafür, dass in einem entwickelten Land wie Oberösterreich heute drei Viertel der Menschen mit dem Auto zur Arbeit fahren – wofür konsequenterweise in Linz eine neue Autobahnspange gebaut werden muss.

Der Erkenntnis, dass wir es in unseren gefühlt ländlichen Räumen mit Suburbanität zu tun haben, folgt die Frage, welches Ausmaß dieses Phänomen hat. Die offiziellen Zahlenwerke unterscheiden städtische und ländliche Räume, wobei nicht nur die Einwohnerdichte, sondern auch das Maß der Verknüpfung eines Ortes mit anderen Siedlungsgebieten eine Rolle spielt. Dabei kommt es zu merkwürdigen Zuordnungen. Eine Stadtrandgemeinde wie Biedermannsdorf im Süden von Wien, ein großflächiges Einfamilienhausgebiet, wird zu den „Urbanen Großzentren“ gezählt, obwohl dort niemand von sich behaupten würde, er lebe in der Stadt. Zugleich firmiert der Ort Laßnitzhöhe, an der Südautobahn bei Graz gelegen, in der Kategorie „Ländlicher Raum“. Diese prosperierende Gemeinde inmitten der steirischen Automobilregion, gekennzeichnet durch eine

Fortsetzung Seite II

IMPRESSUM: SPECTRUM

Redaktionelle Leitung: Wolfgang Freitag

Zeichen der Zeit: Mag. Linda Stift,

Dr. Antonia Barboric

Literatur: Dr. Harald Klauhs

Anschrift: 1030 Wien, Hainburger Straße 33

Telefon: 01/51414-Serie

Fax: 01/51414-345

E-Mail: spectrum@diepresse.com

Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

Fortsetzung von Seite I

dynamische Immobilienentwicklung, ausgelöst von einem Schotterbaron, hat schon längst alles Ländliche abgelegt. Wenn man dort noch einen Bauern findet, der bereit ist, die Wiese zu mähen, hat man Glück.

In Summe teilt die Statistik Österreich nach dieser Methode etwa je zur Hälfte in städtische und ländliche Siedlungsgebiete, und es ist offensichtlich das Suburbane, das man bei der Fahrt durch unsere Ebenen und Talschaften nicht umhinkommt wahrzunehmen, in beiden dieser Kategorien stark vertreten ist. Auch Wien hat große suburbane Anteile. Es stellt sich die Frage: Was ist es denn, das zentrale Kriterium des Suburbanen? Niedrige Dichte der Bebauung, nicht agrarischer Erwerb, ja, vor allem aber Autoaffinität, kulturell und alltagspraktisch.

Der öffentliche Diskurs folgt lieber den mentalen Kategorien der Gesellschaft – und da kommt das Suburbane nicht vor. Urbane Intellektuelle blenden diese aus ihrer Sicht minderwertige Lebensform aus, das ländliche Establishment zelebriert eine zeitgemäße Regionalität. Man spricht allenfalls vom „Speckgürtel“, der die Städte umgibt, ein Terminus, der in unserer Wohlstandsgesellschaft hohe Erklärungskraft besitzt, dem Phänomen aber nicht wirklich gerecht wird. Es umgibt nämlich längst nicht nur die Städte, sondern es füllt die Täler von Rhein, Inn und Mur, verkleistert Orte zu Bändern, ergießt sich in Becken. Letztlich kann niemand mehr sagen kann, wo das Fett aufhört. Politisch-praktisch von Bedeutung ist jedenfalls der strukturelle Impakt jener „regionalen Gesellschaft“, die sich da herausgebildet hat. Sie wird von der Politik mit großem Eifer umworben – über Pendlerpauschalen, Straßenausbau und neuerdings auch mit der ansatzweisen Verbesserung des öffentlichen Verkehrsangebots. Über die Beschwörung des ländlichen Mythos sucht man den Erwartungen der fossilen Wirtschaft und der suburbanen Mittelklasse entgegenzukommen.

Wir werden vermutlich noch längere Zeit diese teure und ressourcenintensive Siedlungsweise betreiben – hoffentlich mit abnehmender ökologischer Schadenswirkung. Dabei muss man mit der in Europa verbreiteten Vorstellung zurande kommen, dass der einzelne Mensch einen Anspruch habe, an seinem gewünschten Wohnort optimal öffentlich bedient zu werden. Dieser leitet sich aus dem ländlichen Mythos ab, der darin besteht, dass jeder Mensch einen örtlichen Ursprung hat, der Teil seiner Identität und Grundlage seines Status als Bürger eines Landes darstellt. Allerdings wirkt diese Annahme zunehmend absurd in einer Gesellschaft, in der die Menschen ihre Standorte nach verkehrstechnischer und kultureller Opportunität mehrheitlich frei wählen. Wer heute behauptet, „auf das Auto angewiesen zu sein“, muss sich die Replik gefallen lassen, dass er sich womöglich selbst in diese Situation gebracht hat.

Man sollte also im Zuge der Modernisierung unserer Gesellschaft auszusprechen wagen, dass jeder Mensch für seinen Standort in der Landschaft selbst verantwortlich ist und dass man demnach auch erwarten darf, dass er sich zwischen den Orten des Wohnens und des Erwerbs ein gewisses Maß an Nähe zurechtlegt. Es gibt Menschen, die behaupten, daraus entstünde sogar ein kultureller und sozialer Mehrwert – wie auch immer. Schön wäre es jedenfalls, wenn Konsens darüber entstünde, dass das Land als Mythos und kulturelles Erbe nicht zur kollektiven Lebenslüge wird – zum Schleier, hinter dem die Perpetuierung des automobilen Lebensstils vonstattengeht, von dem auch die kleinsten Geister mittlerweile ahnen, dass er keine Zukunft hat. ■



JOHANNES FIEDLER

Jahrgang 1958, geboren in Wien. Studium von Architektur und Städtebau an der TU Graz. Architekt und Stadtplaner mit Fokus auf die Themen öffentlicher Raum und demokratische Stadtentwicklung. Mitarbeit an den Projekten Seestadt Aspern und Graz-Reininghaus. Bücher: zuletzt „Urbanisation, unlimited“ (Springer International).

Sehnsucht nach Erleuchtung? Reflexe auf den Titanismus unserer ökonomisch-industriellen Organisation? Herbert Brandls Berge, Anselm Kiefers Welt ohne Liebe, die Skulpturenrätsel des Franz Rosei, Walter Pichlers Kindheitsland und die Lichtwolke über dem Great Salt Lake: eine Reise in die Kunst.

Von Peter Rosei

Land der Mythen

Lasse ich mich auf die Berg- oder Gebirgsbilder von Herbert Brandl ein, ist es nicht wegen der Weiße seiner Schneefelder. Die kenne ich von Segantini her, die kahlen, apelen Gipfel von Egger-Lienz, die Rosa-Tönung von Felsen aus „Berge in Flammen“; Gefahr und Mythos der Gipfel, das ist Reinhold Messner, die bis ins Groteske reichende Rekordsucht kommt mir sehr bekannt vor. Es gibt einen Titanismus bei Brandl, der zugleich von innen wie von außen kommt: Von innen der Wunsch, bis auf den Grund der Farbe vorzudringen – weißer als Weiß, blauer als Blau et cetera –, äußerlich der Wunsch nach Großformat, Imposanz, Überwältigung. Viele Brandl-Bilder balancieren auf einem schmalen Grat (Alpinismus!): Auf der einen Seite droht der Absturz ins Banale einer schlechten Replik, doppelt banal, weil Replik in Vergrößerung; auf der anderen Seite der Abflug in unbetretene Sphären.

Stehe ich etwa vor einem der großen Gipfelbilder, wandere ich mit dem Blick am Grat entlang, wie ein Bergsteiger, der tatsächlich vor einem Berg steht. Auf Brandls Bild steigen Farbnebel auf, der Gipfel scheint sich zu entziehen, er verhüllt sich, zeigt mir die Faust. Und dann kommen die Farben: das blaueste aller Blaus et cetera.

Man könnte sagen: Brandl will sich stark ausdrücken. Erst wenn er die höchste Intensität gefunden hat oder gefunden zu haben glaubt, glaubt er auch sich selbst. Dicke Luft ist die Luft, die Brandl sucht, sein Elixier.

Marotte? Machismo? Reflexe auf den Titanismus unserer technischen, ökonomisch-industriellen Organisation? Brandls Berge wären dann Kürzel für die Verklärung, die Entgrenzung der globalisierten Wirtschaft, für das Ubiquitäre moderner Kommunikation, für den Willen zur Macht und die Ambivalenz, die er jederzeit in uns auslöst? Versprechen und Glimmer, Panik und Lust.

Anselm Kiefer baut uns lauter letzte Landschaften hin, gewaltige Bühnen, auf deren Brettern jederzeit das Großartige eintreten kann. Im Glücksfall gelingt es ihm, das Gewünschte herbeizuzitieren mit der Macht des Zauberers, des Schamanen. Öfter bleibt er im Schnürboden seines Welttheaters hängen, er verheddert sich irgendwo in der Literatur, in germanischen Heldensagen, bei Richard Wagner, in der Bibel, sogar noch im Stacheldraht der Konzentrationslager. Da tritt kein Merlin auf, kein Moses, nicht einmal ein Cagliostro, und alles bleibt zugschmiert mit grauer Farbtunke: Der Zauber hat nicht gewirkt.

Kiefer begrüßt uns in einer Welt ohne Liebe, einer Welt ohne Mitleid und Barmherzigkeit. Die Illusionen des Sinns, Zitat nach Kiefer, die er für uns schafft, sind Trieblinge einer Sorte Weisheit, die von der Erbärmlichkeit unseres Lebens nichts wissen will. Weisheit? „Oh wunden-, wundervoller

Speer“, schreibt er etwa auf eine Zeichnung, in der ein manisch hingeschmierter Pfeil das Vordringen russischer Panzerkeile Richtung Mitteleuropa darstellt. Da ist mir John le Carré mit seinen immerhin gelegentlich menschlich daherkommenden Militärs und Agenten noch lieber. Es stimmt ja: Vergeblich richten wir unsere Blicke nach den Sternen, um damit eine Rechnung auf unser Schicksal aufzumachen. Wie sollte das auch gelingen? Ein Weinen, leise und meinetwegen hündisch, will sich da bei mir aufdrängen, ich bin kein Mann der Oper.

In einer Welt, die nicht am Ärmel gehalten werden will, sinken die Rätsel, die Franz Rosei mit seinen Skulpturen stellt, leicht in ein Durcheinander von natürlichen und künstlichen Dingen zurück: wie Felsen oder Bäume; oder Leitschienen an der Autobahn, Lichtmasten, die auch keiner beachtet, weil wir jetzt ein Leben führen, in dem wir nicht wissen (und meist auch nicht wissen wollen), was für ein Leben das ist. Das Traumverhangene, tief Verträumte dieser Art von Treiben sollte uns die Tatsache nicht verbergen, dass es das eine ist, aufs Fragen aus zu sein, das andere aber, den Fragen, wie sie sich stellen, nicht aus dem Weg zu gehen.

Wie kann man nur mit Steinen träumen, der Härte des Meisels verpflichtet?

Stele und Liegende, Torso und Kopf (Porträt), damit ist das Programm beisammen, das Rosei bedient. Die Form gibt den Raum vor, in dem er seine Abenteuer fixiert: Frage, Nachforschung, Behauptung. Der Job ist dreckig, das Ergebnis macht sich gut. Einmal = immer. Als Ismael, Melvilles Held aus „Moby Dick“, in Nantucket jenes Logierhaus betritt, in dem die an Land gegangenen Wal-fänger unterkommen, entdeckt er im dämmrigen Flur ein großes Gemälde, auf dem, wir ahnen es, das Weltchauspiel dargestellt ist. Das Bild ist allerdings alt, verrottet und voller Flecken. So kann Ismael, wie sehr er sich auch müht, nicht klären, was genau ihm da vorgeführt wird. Das scheint freilich nicht viel an Einsicht zu sein, und ist doch wieder viel, weil eben das Mögliche. Schau hin!

Walter Pichler, Mythenbauer: Ganz im Gegensatz zu Kiefer ist es Pichlers Sache nicht, uns die alten Mythen vorzuerzählen. Es gibt eine frühe Zeichnung, die den erwachsenen Pichler, in der Laubhütte seiner Kindheit liegend, zeigt, da stehen natürlich die Beine heraus. Vertrieben aus dem Kindheitsland, besteht die Aufgabe nun darin, eine größere Hütte zu bauen, in der alle Erfahrung Platz hat. Einen goldenen Ast in die Krone eines Baumes zu fügen, dort einzupflanzen, war einmal Pichlers Traum gewesen. Nun, er ist dieser goldene Ast geworden. Gebündelte Holzstäbe, zu Flößen schön gefügt, treiben einen Fluss hinunter. Die Flöße werden uns, an Drähten befestigt, frei schwebend präsentiert. Sehr präzise und beherrscht sieht alles aus. Und doch, der Sog, die Strömung! Stehen wir am Ufer des Acheron? Sollte es ein sonnenloses Meer sein, uns Lebenden ganz aus der Welt, wo er mündet?

Von Salt Lake City führt Interstate 15 nach Norden, im Großen und Ganzen parallel zum Ufer des Sees. Nach einer guten Stunde biegest du auf den Highway 365 ein, es folgen Kreuzungen, Weggabelungen, leeres Land, bis du auf Schotterstraßen das gänzlich leere Seeufer erreichst. Die Reflexion des Sonnenlichts an der Seeoberfläche, vervielfacht durch die Salzpartikel in seinen Wassern, erzeugt eine Lichtwolke, eine Art gleißenden Nebel. Da ist der Pier, der „Spiral Jetty“, desentwegen du den langen Weg gekommen bist: An seinem seeseitigen Ende zur Spirale eingerollt, streckt sich der Pier, aus lockerem Geröll aufgeschüttet, geradeaus von dir weg in den See. Was fasziniert dich denn so? Ort der Ödnis, die Einsamkeit, der Wahnwitz der ganzen Unternehmung? Unweit von seinem zweiten Großprojekt, der Ramp bei Amarillo, Texas, ist Robert Smithson mit seinem Flugzeug in Steine und Disteln gestürzt: ein mythischer, ein amerikanischer Tod? ■



Bis 24. Mai im Belvedere 21. Herbert Brandl: Ohne Titel, 2001. [Foto: Markus Wörgötter]

Des Abends ein Wohlsein

Briefe an Amalia: unser erster Urlaub – und das Geheimnis Deiner Schwimmbewegungen.

Von Clemens Berger

Auf einmal der Canal Grande. Nach acht Stunden Fahrt waren wir aus dem Zug gestiegen und ein paar Schritte gegangen. Es war dunkel, etwas diesig, ein leichter Nebel hüllte die Kirchen und Palazzi auf der gegenüberliegenden Seite ein. Möwen kreischten, wir zeigten unserer Löwin den Markuslöwen. Es war so schön, dass wir Tränen in den Augen hatten. Unser erster Urlaub.

Die erste Reise mit dem Zug zu Deinen Großeltern und Deiner Urgroßmutter hatte Dir gefallen. Auf der Rückfahrt aus Berlin waren wir bis Prag gut gelaunt im Kinderabteil gegessen, umgeben von Benjamin Blümchens und anderen tierischen Freunden. Obwohl der Zug ab Prag überbesetzt war, bliebst Du ruhig – bis Brunn. Da begannst Du herzerreißend zu schreien. Du hörtest nicht mehr auf, Dein Gesicht war hochrot. Wir waren verzweifelt, gingen mit Dir aus dem Abteil, wanderten durch den Zug, es nützte nichts.

Wir standen hilflos vor der Toilette, als eine Frau auf uns zukam. Sie könne uns helfen. Und wie?, fragte Deine Mutter. Ich erwartete einen Angriff, weil man uns immer wieder ungefragt mitteilt, was gut und was schlecht für Dich sei. Den Bauch streicheln, sagte die Frau, außerdem seist Du viel zu warm angezogen. Bitte, sagte Deine Mutter und beobachtete aufs Genaueste, wie Dich die Frau auszog und Deinen Bauch mit festen Strichen zu massieren begann. Zehn Minuten später warst Du ruhig. Dein Gesicht war wieder weiß, Deine Mutter fiel der Unbekannten um den Hals. Wir hatten gelernt, dass es Dir im Kinderwagen leicht zu warm werden kann.

Deine Aufregung beim Aufbruch

Seither ist Zufahren einfacher. Wir spüren Deine Aufregung beim Aufbruch, weil Du die unsere zu spüren scheinst. Dieser Tage bist Du auf großer Entdeckungstour: Du verstehst immer besser, mit Deinen Fingern umzugehen, begutachtest den Schnuller minutenlang aus allen Perspektiven, ehe Du ihn in den Mund zurücksteckst, selbst das Fläschchen kannst Du beim Trinken mittlerweile selbst halten. Du hast große Lust am Produzieren unterschiedlichster Laute; gerade fandest Du heraus, wie Du prusten und den Schnuller in weitem Bogen ausspucken kannst. Seit einiger Zeit beobachten wir besonders vor dem Einschlafen gewisse Bewegungen, die wir Schwimmübungen nennen und die Dich zu erschöpfen scheinen.

Wir waren mit dem Vaporetto gefahren, durch enge Gässlein zu unserer Wohnung gegangen, hatten einander darauf hingewiesen, dass es mit dem Kinderwagen bei all den Brücken nicht einfach sein werde, als wir uns endlich auf die Couch legen wollten. Deine Mutter kam besorgt von Deinem Bettchen zurück. Die Schwimmübungen. Der heiße Kopf. Das sei nicht mehr normal.

Es war zehn Uhr abends. Glücklicherweise ist Deine Kinderärztin unsere Freundin. Sie geht davon aus, Du werdest sie eines Tages für eine gewisse Zeit privat nicht so gern sehen wollen – wenn Du sie mit Spritzen, Abhören und Krankheit assoziiert. Deine Mutter rief sie an. Ich hörte ihre Schilderung Deiner Bewegungen, die ich Bauchmuskelübungen genannt hatte: das rote Gesicht, die Beintempi auf dem Rücken wie beim Bauchschwimmen, das Anhalten des Atems und das heftige Keuchen, möglicherweise ein umgekehrtes Krabbeln, obwohl Du nur äußerst zarte Krabbelversuche unternimmst. Da hörte ich Deine Mutter lachen. Als sie auflegte, fragte ich, was unsere Freundin gesagt habe. Deine Mutter solle nicht schockiert sein, habe die Kinderärztin gesagt, bei Buben sei es offensichtlicher, komme aber natürlich auch bei Mädchen vor. Du habest herausgefunden, dass Dir diese Bewegungen ein wohliges Gefühl verschafften. ■